

Die Gleichheit

Zeitschrift für Arbeiterfrauen und Arbeiterinnen

Mit den Beilagen: Für unsere Kinder. — Die Frau und ihr Haus

Die Gleichheit erscheint wöchentlich
Preis: Monatlich 1,20 Mark, Einzelnummer 30 Pfennig
Durch die Post bezogen vierteljährlich ohne Bestellgeld
3,60 Mark; unter Kreuzband 4,25 Mark

Berlin
23. August 1919

Zuschriften sind zu richten an die
Redaktion der Gleichheit, Berlin SW 68, Lindenstraße 3
Fernsprecher: Amt Morinplatz 147 40
Expedition: Berlin SW 68, Lindenstraße 3

Der Kampf gegen die Regierung!

Bunt durcheinander wirbeln die politischen und wirtschaftspolitischen Ereignisse an uns vorüber. Was heute wichtig genug erscheint, um die ganze Entwicklung zu beeinflussen, ist morgen schon von Wichtigem überholt. Es ist nicht ganz einfach, in diesem Auf und Ab am Staatssteuer zu sitzen und festen Kurs auf unser letztes Ziel: die Erreichung der sozialistischen Gesellschaft, zu halten. Klarer Kopf, eiserner Wille und menschliches Verstehen sind notwendig, um stärker zu bleiben als alle Hindernisse, um freie Bahn zu schaffen.

Die nationalistischen Rechtsparteien sowohl als die antinationalen Kommunisten und ihre „unabhängigen“ Helfer betrachten den Kampf gegen die Regierung als ihre große historische Aufgabe. Die Konservativen, um ihre alte Herrschaft wieder aufzurichten; die Kommunisten, um zum ersten Male zur Macht zu gelangen und so an die Stelle der überwundenen Militärdiktatur die „Diktatur des Proletariats“ zu setzen. So verschieden die Gründe der beiden extremen Richtungen auch sind, Ziel, Mittel und Wege sind die gleichen: Sturz der Regierung und Volkvertretung, um die Herrschaft einer Minderheit einzuführen, und zwar durch wirtschaftlichen und bewaffneten Aufstand mit Hilfe der breiten Volksmassen.

In gesunden Verhältnissen wäre es sicher sehr schwer gewesen, die Arbeiterschaft zu politischen Streiks zu bewegen oder jeden wirtschaftlichen Kampf zu einem politischen zu machen. Aber unser Staats- und Wirtschaftsleben und damit unser gesamter Volkskörper sind krank, ausgeblutet, am Rande des moralischen Untergangs. Da kostet es nicht viel, die Menschen leidenschaftsrauschend, nur ihrem Lebenshunger folgend zu machen, oder die Sehenden zur Verzweiflung zu bringen.

Wir sind in einem so tiefen Unglück, wie es nie ein Volk durchlebte. Im Unglück aber gibt es für die Einzelfamilie sowie für die Gesamtheit anständiger Menschen nur eins: Zusammenstehen, gemeinsam tragen. Nur dann kann es überwunden werden, nur dann können auch aus dem schlimmsten Leid noch Werte erwachsen.

Wenn aber selbstische Interessen in den Vordergrund treten, dann kann schnell alles verloren gehen. Und nicht viel fehlt bei uns bis zu diesem Ende.

Wäre nach dem Novembermonat die Entwicklung, ungehemmt von Streiks, Putzchen, Sabotage der Unternehmer, in der begonnenen Richtung weitergegangen, so hätten wir einen Teil der Last schon überwunden. So aber ist sie schwerer geworden und täglich fast werden von rechts und links Anstrengungen gemacht, sie unerträglich werden zu lassen.

Vor einigen Wochen drohte der Landarbeiterstreik. Wirtschaftlich waren und sind die Forderungen der Landarbeiter in jeder Beziehung berechtigt, denn das Land-

leben ist für den, der arbeiten muß, äußerst schwer. Aber die Kommunisten empfahlen nicht die Regelung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse durch Tarifverträge, sondern durch Erntestreiks. Die Folge mußte verschärfte Lebensmittelnot, Hunger, Tod, Verzweiflung sein. Und den Junkern und Junkergenossen kam dieser Kampf wie ein Himmelsgeschenk. Seit Monaten hatten sie es verstanden, Waffen und Munition unter der Deklaration „landwirtschaftliche Geräte“ in die einzelnen Bezirke zu schaffen. Der Landarbeiterstreik sollte ihnen zum Vorwand werden, Soldaten zu bekommen und dann konnte die Gegenrevolution beginnen. Einmal entfaßt, wäre es schwer gewesen, die Flammen zu löschen. Da kam der preussische Landwirtschaftsminister, Genosse Otto Braun, dazwischen und machte den sauberen Plan zunichte. Er sorgte für den Abschluß von Tarifverträgen und die Streiks erloschen; unsere Ernte ist gerettet.

Dieses Vorkommnis sollte Kommunisten und Unabhängigen zeigen, wohin ihre Methode führt, aber es scheint, als ob ihnen viel weniger an dem Kampf gegen die Reaktionen, als gegen unsere Partei und unsere Genossen in der Regierung liegt. Denn schon wieder schwirt es durch die Welt, daß neue Streiks kommen werden. Der nächste Winter wird eine schlimme Kohlennot bringen, aber es wird zu Bergarbeiterstreiks geheißt. Andererseits ist der Wagenmangel zum Transport der Kohle so groß geworden, daß es dringend der Aufklärung bedarf, ob die Gerüchte stimmen, nach denen deutsche Unternehmer Wagen an das Ausland verkaufen. Ebenso werden Verkehrstreiks propagiert, obwohl sie den Untergang der großstädtischen Arbeiterbevölkerung bedeuten, denn jeder Mangel an nicht herangeschafften Waren trifft zuerst die armen Klassen. Die reichen Leute halten's aus. Bei dem Kohlenmangel wird der Verkehr ohnehin stark eingeschränkt werden müssen.

Und zu all diesen Kampfmitteln tragen jetzt die Deutschnationalen ein neues. Nachdem die Schuld dieser Leute an der Verlängerung des Krieges dokumentarisch in der Nationalversammlung festgestellt worden ist, scheint ihnen auch das verwerflichste Mittel für ihre Zweck recht zu sein.

Diesmal handelt es sich um die Behauptung, daß die deutsche Regierung nichts tue, um unsere Gefangenen zurückzuerhalten, ja, daß es sogar dem Wunsche der Regierung entspräche, wenn sie noch in fremdem Lande blieben und daß deshalb keine Vertreter in die Kommission nach Versailles und keine Schiffe nach Malta entsandt worden seien. Durch solche Nachrichten wird natürlich eine ungeheure Erregung gegen die Regierung in unser Volk getragen. Und doch sind diese Behauptungen erlogen! Es gibt keinen anständigen Menschen in Deutschland, der nicht die Erlösungstunde für unsere gefangenen Brüder ersehnt. Und unsere Regierung hat unermüdet bis heute verhandelt, um ihre sofortige Heimkehr zu erwirken! Unsere Ver-

treter in dieser Angelegenheit waren in Versailles, aber die der Entente nicht, und es ist eine durch nichts zu rechtfertigende Härte der Entente, daß unsere Gefangenen noch immer von Heimat und Familie getrennt sind. Das Verhalten der Leute aber, die solche Lügen gegen die Regierung verbreiten, ist eine Schamlosigkeit.

Was wird werden, wenn das so weitergeht? Es darf so nicht weitergehen! Die Agitatoren von rechts und links wären verlassen und verloren, wenn sie nicht die Volksmassen fänden, die ihnen Glauben schenken. Das Volk muß zu sich kommen, daran liegt es. Viel, viel ist aus dem Wege zu räumen, ehe er für den Sozialismus frei ist. Das muß geschehen, aber es kann nur geschehen durch ordnende Arbeit. Der Ausbau des Räteystems im Wirtschaftsleben, aber nicht Streiks sind ein Mittel dazu.

Ein kleiner Lichtblick in allem Dunkel war die sozialistische Konferenz in Luzern. Aus den Trümmern der ersten Internationale erhebt sich die zweite. Sie muß von Grund auf solide gebaut sein, wenn sie tragfähig werden soll; ohne Phrase und Schwall, auf klarer Erkenntnis der Zweckmäßigkeit. Der Kampf gegen den internationalen Kapitalismus und Imperialismus kann erfolgreich nur in Ruhe und Besonnenheit geführt werden. Daß die neue Internationale sich auf diesen Boden stellen will, bewies die einmütige Ablehnung des Antrags Crispian, wonach die deutschen Mehrheitssozialisten von der Teilnahme ausgeschlossen sein sollten. In Moskau ist die dritte Internationale, die der Bolschewisten und Kommunisten, gegründet und unsere Unabhängigen sitzen nun wieder zwischen zwei Stühlen. Sie möchten im Osten, aber auch im Westen sein. Sie müssen sich für einen der Wege entscheiden und wir freuen uns, wenn es der westliche ist. Aber auch im Lande tut die klare Entscheidung not, denn wer nicht sammelt, der zerstreut.

Clara Bohm-Schuch

Politische Frauen

Von Dr. Karl Soll (Schluß)

Einem ganz anderen Typus begegnen wir in einer der ältesten Revolutionärinnen Rußlands, der Propagandistin Breschkow-Breschkowskaja, der ihr jahrzehntelanger Kampf gegen den Zarismus den ehrenvollen Beinamen einer „Großmutter der russischen Revolution“ eingetragen hat. Sie ist ein Kind des russischen Bodens und ihre Lebensschicksale sind nur aus den besondern politischen Verhältnissen Rußlands zu verstehen. Als die gebildete russische Jugend in den sechziger und siebziger Jahren der Lösung Bakunins folgte, „Ins Volk“ zu gehen, um dort sozialrevolutionäre Propaganda zu betreiben, wanderte sie unter Verzicht auf die Annehmlichkeit eines gehobenen Familienlebens als einfache Arbeiterin durch das Land, um die Bauern aufzuklären. Sechs Jahre Kerker in der Peter-Pauls-Festung und Verbannung nach Sibirien waren die Antwort der zaristischen Regierung auf ihre Tätigkeit. Ein Fluchtversuch, bei dem sie beinahe elendig verhungert wäre, brachte ihr die Verurteilung zu 40 (allerdings nicht vollstreckten) Knutenhieben und weitere Jahre der Verbannung und Zwangsarbeit ein. Nach 25jährigem Aufenthalt in Sibirien konnte sie endlich 1897 nach Rußland zurückkehren. Aber die Erinnerung an die granenvollen Leiden, die sie mit Tausenden Genossen des Unglücks in Sibirien geteilt hatte, veranlaßte die unermüdete Frau, eine Propagandareise zugunsten der politischen Gefangenen Rußlands durch die Vereinigten Staaten zu unternehmen, die zu einem Triumphzug für die damals schon bejahrte Frau wurde. In weiteren Jahren lebhafter Agitation in Rußland schlossen ab mit einer Denunziation durch den Spieß Hzew, zwei Jahre Kerker und abermalige Verbannung nach Sibirien. Man gestattete der alten Kämpferin freie Bewegung unter der Aufsicht von 6 Polizisten. Aber der leidenschaftliche Drang dieser

An Bebel

Wir Frauen — ein minderwertig Geschlecht,
Verhöhnt, verachtet, ohne Recht.
Man sagte uns stets: die Geschichte lehrt,
Daß dem Mann allein die Herrschaft gehört.
Daß die Frau nichts versteht von des Lebens Nöten
Als das Haus zu hüten und höchstens — zu beten.

Du aber riffest der Weltgezicht'
Die verlogene Maske vom Gesicht:
Daß auch die Frau bestimmt sei
Als Mensch zu leben, geachtet und frei.
Daß wir nimmer die Menschheit zur Freiheit führen,
Eh' nicht die Frau'n ihre Ketten verlieren.
Daß wir von allen am meisten verehren
Die Mütter, die uns dem Leben gebären!

Arbeiter und Frau —
Beide entrechtet,
Beide geknechtet —
Du wiefest ihrem suchenden Blick
Den Weg in die Freiheit, den Weg zum Glück!
Freund und Führer, dein Wort noch besteht,
Wenn du schon längst im All verweht.
Wir tragen dich in uns gleich einem Panier,
Arbeiter und Frau — wir danken dir! Kurt Heitbut.

einzigartigen Frau zu leben und zu wirken, war unerschöpflich. Im tiefsten Elend zeigte sich ihre Größe; sie wurde der gute Geist der Mitgefangenen. „Die Schwachen wandten sich an sie um Hilfe und die Starken um Rat“, schrieb ein Verbannter. Ein neuer Fluchtversuch in Männerkleidern, den sie unternahm, brachte den ganzen Regierungsapparat Sibiriens in Bewegung. Sie wurde wieder festgenommen und ins Zellengefängnis in Irkutsk eingeliefert, von wo sie nach Genesung von schwerer Krankheit in einen entlegenen Ort Sibiriens verschickt wurde. Endlich, im März 1917, konnte ihr Parteifreund Kerenski sie mit der Nachricht beglücken, daß ihr Traum, für den sie ein Leben lang gekämpft und gelitten hatte, in Erfüllung gegangen sei, das revolutionäre Rußland erwarte sie! Auf ihrem Rückwege begleitete sie der Jubel des Volkes. In Petersburg wurde sie von Kerenski, Abgeordneten und Arbeiterdeputierten begeistert empfangen. Sie hatte dann die Ehre, das Vorparlament zu eröffnen. Ueber ihre neuesten Lebensschicksale sind wir nicht unterrichtet. Es heißt, daß sie vor der Regierung Lenins ins Ausland geflüchtet sei. Ihr angeborener Optimismus und ihre unzerstörbare Arbeitsfreudigkeit verleihen ihr einen freudigen Glauben an die Zukunft Rußlands. Sie verkörpert „den glühenden Freiheitsdrang, die ble Menschlichkeit und die Selbstaufopferung von Generationen russischer Intellektueller“. So fremdartig uns das Lebensbild dieser Frau anmutet, das nur auf russischem Boden sich so abspielen konnte, wir fühlen: diese Frau ist eine edle, starke und uneigennütige Persönlichkeit, die jede Nation mit Stolz zu den Ihren zählen würde.

Und wieder eine ganz anders geartete, aber doch in diesem Zusammenhange zu nennende Frau ist Ada Negri, die gefeierte italienische Dichterin. Sie wurde 1870 als Tochter armer Eltern zu Lodi geboren. Nach dem frühen Tode des Vaters schlug die Mutter sich als Fabrikarbeiterin durchs Leben, alles, was sie erübrigen konnte, der Tochter opfernd, die mit 18 Jahren eine elend bezahlte Lehrerinnenstelle in Motto-Bisconti annehmen konnte.

„Weser sind die, denen ich entstamme.
Knecht war die Gütte, drin ich lebte als Kind,
Doch unbezähmt in mir wohnt eine Flamme.“

Die harte Not ihrer Jugend hat den Grund gelegt zu dem starken sozialen Empfinden, das den Grundton ihres dichterischen Lebenswerkes bildet und ihren Weltansatz begründet hat. In einem dürftigen Zimmer, auf einem schmutzigen Sofe gelegen, sind die Gedichte entstanden, die in einem ersten Bändchen zusammengefaßt, sie mit einem Schlage berühmt machten. Sie erhielt einen Ehrenlohn und die Stelle einer Lehrerin für

italienische Literatur in Mailand. Aber dieser Wechsel konnte sie den Idealen ihrer Jugend nicht untreu machen. Sie blieb, was sie war, eine Bannerträgerin des Proletariats. Fabriken, Arbeitertypen, Arbeitslose, Gassenjungen, das Leben in Arbeit und Elend sind die Stoffe, die sie in flammenden Versen immer von neuem gestaltete.

„Zu mir, zu mir dringt fort und fort die Klage,
Die mich verfolgt und unermüdet spricht —
Mit ewig düsterer Frage,
Mich wie die Fledermaus mit ängst'gem Flügelschlage
umschwirrt im Dämmerlicht.“

Das Jahr 1896 brachte ihrem Leben einen starken äußeren Wandel. Sie wurde die Frau eines italienischen Großindustriellen und Mutter eines reizenden Kindes. Aber das Glück, das sie so heiß ersehnt hatte, fand sie nicht. Das Leben in Reichtum und Luxus, das ihre Muse einige Jahre zum Schweigen gebracht hatte, konnte die innerer Stimme auf die Dauer nicht ertönen.

„Ich habe Spangen, die den Arm mir drücken,
Und eine Kette leuchtender Rubinen,
Doch lege ich sie nicht an — sie scheinen mir
Gleich jenem purpurrotem Streif am Hals,
Den B einst das Fallbeil ließ.
— — Ich bleib' in meinem Herz Zigeunerin!
Sein eigen Blut, das bringt man nicht zum Schweigen.“

Sie warf das goldene Joch hin, um mit ihrem Kinde in selbstgewählter Verbannung in Zürich zu leben. Sie ist innerlich zurückgekehrt zu allen, die mühselig und beladen sind. Der enge Kreis ihrer stofflichen Welt ist zugleich ihre Stärke. Ihr gab ein Gott zu jagen was Tausende stumm erleiden. Was sie befragt, greift weit hinaus über ihr eigenes Ich, über das Empfinden der Volksgenossen. Es ist das Schicksal der Enterbten der menschlichen Gesellschaft. Kein Wunder, daß ihre Stimme den mächtigen Widerhall weit über die Grenzen ihres Landes hinaus gefunden hat. „Sie ist eine Proletarierin vom reinsten Adel, eine soziale Ruferin im Streit.“

* Feuilleton *

Volk und Volkserzieher

Das Volk ist einer Schar Kinder vergleichbar, in der alle Temperamente und Veranlagungen vertreten sind, und alle Möglichkeiten schlummern.

Wer Volks- und Menschenerzieher sein will, muß mit dem strengen Ernst des Vaters die nimmermüde, allesverzeihende Liebe der Mutter vereinen, sonst wird sich ihm des Volkes tiefstes Wesen nie erschließen.

Blumen und Frauen

Von Werner Peter Larjen, München.

In diesen Tagen muß ich immer an Mutter Falb denken. — Ich höre sie da draußen hantieren, sie putzt und scheuert irgend etwas, manchmal trippelt sie auch von der Küche in die Stube und zurück; ich glaube, sie hat gesagt, bald sei irgendein Fest, und da müsse alles in Ordnung sein; — sie ist eine tüchtige Person; — übrigens hat sie vorhin dem Bäckerjungen gesagt, er sei ein Esel, das hätte sie können sein lassen; die Sache ist nämlich die, daß uns täglich die Brötchen gestohlen werden — ganz systematisch — und das ärgert sie; erst waren wir über den Täter völlig im Dunkeln, aber nun meint sie, der Junge — der „Esel“ — „frähe sie selbst auf“, das bestreite ich; der arme Kerl sieht so entsetzlich verhungert aus, gar nicht, als ob er Bäcker wäre, (was ja allerdings nichts sagen will), jedenfalls aber nicht nach einem Krübstück von sechs Semmeln. — obwohl sie ja in letzter Zeit sehr klein sind.

Aber das war es eigentlich nicht, was ich sagen wollte.

Ich muß immer an Mutter Falb denken, ja, die ganze Zeit, und da sehe ich nun und denke nach, warum ich das muß; ich

Bergesellschaftung des Wohnungsbaues

In einem früheren Artikel in Nr. 25 unserer Zeitschrift haben wir die Angelegenheit der Wohnungsnot und des Mieterschutzes behandelt. Keine Frage des Bedarfs ist so brennend wie die der Wohnung. Von ihrer Größe, ihrer Hygiene, ihrer Lage hängt oft die Gesundheit und damit das Glück der ganzen Familie ab. Der Mensch braucht nicht nur ein Dach über dem Kopfe; er braucht ein Heim, in das er sich nach den Mühen, nach dem Hasten und all der Unruhe des Tages zurückziehen kann, um sich auf sich selbst zu besinnen. „Mein Haus ist meine Welt“ ist in diesem Sinne absolut keine Phrase. Soviel uns auch die Welt draußen geben und — nehmen mag, in unserem Hause erst fühlen wir uns selbst; erst hier beginnen wir unser wahres Leben zusammen mit denen, die wir lieben. So wenigstens sollte es sein, und daß es so sein kann, liegt eben zu einem großen Teile an der Beschaffenheit unserer Wohnung. Es ist nur zu verständlich, daß häßliche dumpfe Wohnungen einen schlechten Einfluß ausüben auf ihre Bewohner, daß hier die Menschen unzufrieden, zänkisch werden, daß sie den Druck, den ihre Umgebung auf sie legt, aneinander auslassen. Niemanden aber geht das Wohl der Familie mehr an als die Frau, niemand auch verbringt mehr Zeit im Hause als eben sie, und darum ist die Frage des Wohnens für sie auch von allergrößtem Interesse. Wir glauben deshalb durch die Erörterung des bereits in dem vorhergegangenen Artikel angedeuteten Problems der Bergesellschaftung des Wohnungswesens unseren Leserinnen eine für sie, sowohl als Sozialistinnen als auch als Frauen, gewiß nicht unwichtige Frage näherzubringen.

Seit vielen Jahren haben wir besonders in den Großstädten die gemeinnützigen Baugenossenschaften, die sich vor allem den Bau gesunder, den kulturellen und hygienischen Anforderungen unserer Zeit entsprechenden Wohnungen angelegen sein ließen. Der Umfang und damit der Mietpreis dieser Wohnungen war so bemessen, daß die meisten Arbeiter

meine, das macht vielleicht der kleine Geraniumstoc, den ich von meinem Fenster aus sehe; nun hat er nur noch drei winzig grüne Blätter, die anderen sind alle vertrocknet und abgefallen, und nun wird er bald sterben.

Es ist ein rechter Jammer, Gas in der Wohnung zu haben. Bequem ist es ja, und ich möchte es selbst kaum missen, aber die Blumen, o, die Blumen! da ist nun dieser Geraniumstoc. Es gab eine Zeit — seine Jugend —, da fragte ich täglich nach ihm, nach seinem Wachsen und Gedeihen; das habe ich nun aufgegeben; ich fühle, es schmerzt Mutter Falb nur, von ihm zu sprechen, ja, ja, und ich sehe schließlich auch selbst, wie das Gas ihn würgt. Das und die engen Mauern . . .

Auf dem Friedhof, wo der alte Falb schläft, da ist eine schöne fette Erde, das muß man wohl sagen, und die Luft ist auch ganz prächtig, so richtig würzig; Stiefmütterchen sind da, die schönsten, die ich je gesehen habe, aber auch die Immortellen lassen sich sehr gut an; da könnte er vielleicht noch aufkommen — vielleicht. Ich habe schon gefragt, ob sie ihn vielleicht hinbringen will, aber — nein, das will sie nicht.

Sie war ganz erschreckt.

„Dann bin ich ja ganz allein in meinen vier Wänden,“ sagte sie.

Und dann lächelte sie, so ein klein wenig verlegen, als hätte sie eine Dummheit gesagt; nun, ich nichte nur, aber ich sah sehr wohl, daß es ihr Ernst war, o, sehr wohl! Ich kenne dies Gefühl, diese Furcht vor der Einsamkeit; damals als Ita gegangen war, da habe ich es gespürt; wieviel Nächte habe ich nicht in den Cafés zugebracht, mit welchem Gefindel in einem Zimmer gefessen, um nur nicht allein zu sein! Nun, davon wollen wir nicht weiter sprechen.

Ja, also, wie gesagt, den Geraniumstoc will sie nicht fortbringen. Nun gießt sie ihn morgens mit Mut und nach-

sie bezahlen konnten. Manche Familie ist auf diese Weise herausgezogen worden aus den dumpfen Räumen der Mietkasernen, aus den Hinterhäusern in lustige, schöne Wohnungen. Aber ein Uebelstand mußte sich bei diesen Genossenschaften bemerkbar machen: sie hatten weit mehr Mitglieder, als Wohnungen gebaut und zur Verfügung gestellt werden konnten. Es mußte so sein, weil die gering bemessenen Anteile der einzelnen Mitglieder nur den Bau einer bestimmten Anzahl von Wohnungen zuließen; mit anderen Worten, das Kapital der Genossenschaften reichte für wirklich großzügige, der Mitgliedschaft in ihrem vollen Umfange entsprechende Pläne nicht aus. So wurden die Wohnungen gewöhnlich durch das Los verteilt, und mancher Genossenschafter mußte viele Jahre Mitglied sein, bevor er glücklicher Besitzer der ersehnten Wohnung wurde. Was schon in der normalen Zeit vor dem Kriege der Fall, wieviel mehr bei der heutigen Wohnungsnot. So segensreich deshalb diese Baugenossenschaften wirkten, ihre Tätigkeit konnte immer nur einen Teil der Bevölkerung umfassen. Immerhin aber haben wir hier etwas, auf dem aufgebaut werden kann und muß; das hier geltende Prinzip „Einer für alle, alle für einen“ muß in Zukunft für die Gesamtheit der Mieter nutzbar gemacht werden. So sind die gemeinnützigen Baugenossenschaften wichtige Schrittmacher für die Sozialisierung des Wohnungswesens. Von der freien Baugenossenschaft, in der bisher in der Hauptsache die minderbemittelte Bevölkerung vereinigt war, müssen wir zu der Pflichtgenossenschaft kommen, die alle Mieter umfaßt. In sehr klarer und beachtenswerter Weise hat der badische Landeswohnungsrat Dr. Hans Kampfmeyer diesen Gedanken in seiner kürzlich erschienenen Schrift „Wohnungsnot und Heimstättengesetz“ ausgeführt, und wenn wir auch nicht ein maßgebendes Urteil darüber fällen wollen, ob unter den heutigen schwierigen Verhältnissen seine Ideen reiflos verwirklicht werden können, so möchten wir doch in diesen Zeilen seinem Gedankengang folgen.

mittags mit Kaffee und meint, das könne ihn stärken. Sie macht ein ganz besonderes Gesicht dabei. Sie ahnt ja nicht, daß ich sie beobachte, — nein —; unlängst habe ich ein junges Weib gesehen, das seinem Sohne die Brust gab, das hatte so ein Gesicht; daran muß ich nun immer denken.

Gott, denke ich oft, diese Frauen! Wie hat man sie gehegt und geschunden, wie hegt man sie heute noch, wieviel schmutzige, schlüpfrige Hände berühren, bedrücken, würgen sie, und da — trotz allem! — wieviel Liebel!

Ich komme immer wieder ab.

Ja, ich wollte noch sagen, was Mutter Falb mir von der anderen Wohnung erzählt hat, ich meine die im Vorort, wo sie noch mit dem Alten wohnte. Das ist eine schöne Wohnung. Sie liegt nahe der Fabrik, wo der Alte war — nur eine Wiege liegt dazwischen —, rechts am Hause fließt ein Bach vorbei und rings herum sind Felder. Nachts, wenn es kühlt ist, da hört man den Bach so ordentlich glucksen . . . ja, da gediehen die Blumen! Zimmer und Fenster waren dicht bepflanzt, alles grünte und blühte, und Mutter Falb sagt selbst, daß sie dort das Kind eigentlich nicht sehr vermählte, das sie sich so heiß gewünscht hatte . . . Aber hier —

„Ach, hier wächst ja doch nichts . . .“

„Sie sollten sich ein Stück Laubenland pachten,“ jage ich oft.

Aber sie meint, das sei ihr zu viel, das sei mehr etwas für junge Leute.

Oft aber am Nachmittag setzt Mutter Falb den Kapotthut auf, den alten Kapotthut, den ich nun seit fünf Jahren kenne, streicht sorgsam über ihr Kleid und verläßt das Haus. Sie bleibt dann lange fort, an drei, vier Stunden, und wenn sie wiederkommt, spitze ich, wenn ich gerade gut riechen kann, einen Hauch von Erde und Grün.

„Gehen Sie in den Wald?“

Wenn auch das Reich durch Gewährung von 300 Millionen Mark oder selbst noch weiterer Summen versucht, die infolge des Krieges hervorgerufene Baukostensteigerung zu mildern, so wird das eben durch diese Beträge nur in einem gewissen Grade gelingen. Immer noch bleibt der Bau neuer Wohnungen für den einzelnen ganz unverhältnismäßig teuer und damit die für diese zu zahlende Miete für weite Kreise unerträglich hoch. Nun besteht aber die Gefahr, daß die Besitzer alter Häuser die günstige Gelegenheit wahrnehmen werden, um den Mietpreis für ihre Wohnungen ebenfalls in der gleichen Weise zu steigern, und tatsächlich haben bereits überall unerhörte Mietsteigerungen stattgefunden. Diesen „Kriegsgewinn“ zu verhindern beziehungsweise ihn der Allgemeinheit zugänglich zu machen, müßte deshalb im Augenblick die Vergesellschaftung des Wohnungswesens dienen. Aus diesem Grunde dürfen nicht nur die neu zu bauenden Häuser erfasst werden, sondern es müssen ebenfalls die alten, bereits vorhandenen Wohnungen mit einbezogen werden. Nach Dr. Kampfmeyer sollen für jeden Amtsbezirk sogenannte Heimstättenbezirke geschaffen werden, die für das Land zu einem Landesheimstättenverband zusammengefaßt werden. Aufgabe dieser Heimstättenbezirke ist es, die Verwaltung der vorhandenen Mietwohnungen gegen eine angemessene Entschädigung an den bisherigen Besitzer zu übernehmen sowie neue Wohnungen zu bauen. Sämtliche Inhaber von Mietwohnungen sowie Inhaber von Heimstätten, ebenso alle Untermieter, die das zwanzigste Lebensjahr vollendet haben, sind Pflichtmitglieder der Heimstättenbezirke. Kehlnisch wie bei der Baugenossenschaft haben sie sich mit einem ihren Wohnungsansprüchen entsprechenden Anteil — durch den mindestens die Hälfte des jährlichen Mietpreises ihrer Wohnung gedeckt wird — an dem Kapital der Heimstättenbezirke zu beteiligen. Hiergegen hat der Heimstättenbezirk die Verpflichtung, jedem Mitglied eine seinen Bedürfnissen, besonders der Kopffzahl seiner Familie entsprechende Wohnung zu liefern. Dadurch, daß die Miete für alle Wohnungen ent-

Nein, in den Wald geht sie nicht.

„Gehen Sie in den Park?“

„Ach, nein, in den Park — dahin auch nicht; da sind so viele feine Herrschaften . . . und dann all die Pferde und Wagen . . . nein, nein, da wird man ganz wirr im Kopf . . .“

Nein, sie geht nur ein bißchen an die Luft, hinauf zu ihrem Alten. Eine Erde ist da! — der reine Humus —; und der Totengräber ist auch ein anständiger Mensch: ist das nicht anständig — für das Aufbewahren der Gießkanne und der Kelle das ganze Jahr fünfzig Pfennige? Ja, das muß man sagen. Im übrigen ist da draußen eine Amsel, die sitzt immer über des Alten Grab — oben, in der Trauerweide, — das ist ein ganz prächtiger Vogel! Seit vier Jahren kommt sie nun immer wieder. Und wie sie singt! Fast wie eine Nachtigall . . .

Das ist doch eine rechte Freude, so zu sehen, wie die Wurzelchen angehen und die Stengel sich ranken, da vergißt man oft fast, daß es ein Grab ist, auf dem sie wachsen — ja —; der Alte ist nun auch schon 14 Jahre tot und das Kind — das Kind blieb aus, und noch manches andere auch —; nun, es hat wohl nicht sein sollen. Es hat wohl nicht sein sollen . . . Aber wenn man so die Blumen sieht und die Amsel hört, dann vergißt man das oft ganz . . .

Nur der kleine Geraniumstod —. Ja, aber vielleicht kommt er doch noch auf, vielleicht doch, — wenn man ihn gut pflegt und gießt —

Wenn Mutter Falb heimkommt, hängt in ihren Kleidern ein Hauch von Erde und Grün, ja manchmal ist mir, als hörte ich gar die Amsel und sähe die alte Trauerweide im Sonnenschein.

So ist es. Früher habe ich nie die Menschen begreifen können, die einen Vogel hatten, einen Kanarienvogel, sie kamen mir stets so indifferent vor; das mindeste für eine

sprechend ihrer Beschaffenheit, ohne Rücksicht auf die Baukosten des einzelnen Hauses, festgesetzt wird, findet der Ausgleich zwischen der Miete der alten und der unter der heutigen Feuerung erbauten Wohnungen statt.

Ein Heimstättenrat, der zu sieben Zehnteln aus Vertretern der Mitglieder besteht, steht an der Spitze der Verwaltung. Die Mitarbeit der Frauen in diesem Heimstättenrat soll dadurch gesichert werden, daß auch die Ehegatten der Mitglieder das aktive und passive Wahlrecht haben. Um eine wirklich umfassende Wohnungsfürsorge zu erreichen, würde es notwendig sein, Unterteilungen für einzelne Gemeinden und — bei größeren Städten — sogar für einzelne Stadtteile vorzunehmen. Die bestehenden Siedlungen der gemeinnützigen Bauunternehmungen könnten zu diesem Zweck als selbstständige Heimstättengemeinschaften weiterleben. An ihre Spitze würden aus den Reihen der Mitglieder gebildete Ausschüsse gestellt, die die Einziehung der Miete, die Instandhaltung der Wohnungen ebenso wie die Schaffung sozialer Einrichtungen — Kinderspielfläche, gemeinschaftliche Waschküchen, Badeeinrichtungen, Les- und Versammlungsräume usw. — vornehmen. Für diese Arbeit kämen ganz besonders die Frauen in Betracht, die heute schon in ausgedehntem Maße in der Wohnungsfürsorge tätig sind.

So könnte auf jede Weise eine Verbesserung der Lebenshaltung unserer Bevölkerung erzielt werden. Natürlich läßt sich das alles nicht von heute auf morgen schaffen. Dr. Kampffmeyer wünscht — und das muß auch der natürliche Entwicklungsgang sein —, daß die gesamten Miethäuser allmählich Eigentum der Heimstättenbezirke werden. Zu diesem Zweck zieht er ein Vorkaufs- und Enteignungsrecht vor. Durch jährliche Abschreibung der Hypotheken hofft er sodann in wenig mehr als fünfzig Jahren die Häuser schuldenfrei zu gestalten. Ein Landesheimstättenverband, der die gesamten Heimstättenbezirke des Landes umfaßt, hat die Aufgabe, durch Bau von Ziegeleien usw. für die Beschaffung des Baumaterials, sowie ferner für die Geldbeschaffung zu sorgen.

Freundschaft, meinte ich, müsse doch ein Pferd sein, ein Hund, eine Katze; nun aber weiß ich, daß es dessen nicht bedarf, ja daß es sich ganz gleich bleibt, ob es ein Vogel ist, den man liebt, oder ein Geraniumstoc, oder ein blaues Stiefmütterchen.

Es bleibt sich wirklich gleich. Und so manches noch. Früher, da konnte ich auch die Frauen nicht begreifen, die alten Mütterchen, die da zum Friedhof pilgerten; ich meinte, sie täten es aus Langeweile, aus Gedankenlosigkeit, ja aus Gewohnheit; nun weiß ich, daß mehr dahinter ist; ich weiß nun, daß auf dem Friedhof Amseln wohnen, Amseln und Nachtigallen, und daß dort eine Erde ist, eine wahrhaft prächtige Erde, in der die Blumen wachsen, die uns das Leben zertreibt. Ich weiß nun, daß es gleich ist, wen man liebt, ob einen Vogel, oder einen Hund, oder ein Stiefmütterchen, das weiß ich — es ist ganz, ganz gleich. Jemanden aber — irgend jemanden muß man lieben. Und ich weiß auch, daß der Friedhof ein Land ist, ein großes Land für sich, ein stiller Born der Erinnerung, in dem die Jugend wohnt, und so manche schöne Stunden, und Freunde und Geliebte, und Blumen, Blumen — oh, so viele Blumen, die uns das Leben zertreiben.

Da sehe ich nun und denke an Mutter Falb, die ganze Zeit schon; es ist so eine Friedhofsstimmung in mir; vielleicht ist es auch der kleine Geraniumstoc, der nun sterben muß; ich weiß es nicht.

„Sie sollten ein Stück Laubenland pachten“, sage ich.

„Ach nein, das ist wohl zu viel. Das ist für jüngere Leute. Und dann ein Laubenland — muß man da nicht immer daran denken, das Geld herauszuwirtschaften? Das muß man doch nicht? Und das ist das Nichtigste nicht...“

Und andererwo? In den großen Parks — da sind so viele feine Herrschaften, die sehen einen immer so komisch an, weil man jäwielige Hände hat und nicht so fein ist... Und dann

Sollte, was von mancher Seite eingewandt wird, durch Auswanderung der heutige Wohnungsmangel in einigen Jahren sich in einen Wohnungsüberfluß verwandeln, so wäre auch dann die eben skizzierte Bergesellschaftung des Wohnungswesens von großem Nutzen. Es würde dann die Ausschaltung der Wohnungen nicht dem wilden Spiele der Kräfte überlassen, sondern sie würde erfolgen nach den Grundsätzen der Volkshygiene. Gar manches alte Haus, in dessen Stockwerk wir nur auf schwindelerregenden Treppen steigen können, gar manches Hinterhaus, in das Luft und Sonne kaum je Eingang finden, würde verschwinden, und bleiben würden die neuen gesunden Wohnungen.

Es ist unmöglich, alle Einzelheiten des Gedankens der Bergesellschaftung des Wohnungswesens in einem kurzen Artikel auszuführen; die gegenwärtigen Zeilen aber mögen den Leserinnen zeigen, eine wie große Zukunft dieser Gedanke hat.

Luise Schroeder.

Die Verfassung des Deutschen Reiches

Von Marie Juchacz

Inzwischen ist, wie im Leitartikel der „Gleichheit“ Nr. 16 bereits dargelegt, die Verfassung in dritter Lesung von der Nationalversammlung angenommen. Zweck dieser laufenden Artikel soll nicht etwa eine bloße Wiederholung schon gesagter Dinge sein, vielmehr soll die eingehende Behandlung der Verfassung nach ihrer Materie und in ihren einzelnen Artikeln der sein, unsere Genossinnen im Lande dazu zu ermuntern, im Herbst und Winter, wenn die Abende lang werden, das neue, für unsere ganze künftige Politik grundlegende Gesetzeswerk in kleinen Zirkeln (Leserabende usw.) eingehend zu studieren. Jeder einzelne Artikel ist besonders herzunehmen und in einfacher Form zu erklären.

Artikel 12 (1. Hauptteil: Aufbau und Aufgaben des Reiches) enthält den charakteristischen Satz:

bleibt einem dort ja doch alles fremd, es ist ja nichts, das man kennt, wie der kleinste Blumentopf oder wie ein Grab, ein Land, das man lieben kann...

Das Volk hat keine Gärten.

In den Kellern und Höfen wohnen keine Amseln, und die Blumen an den Fenstern — oh, ich muß immer an Kinder denken, an unsere bleichen, blutarmen Kinder; aber gegen die Einsamkeit, ja, und zum Lieben — für die Frauen — da mögen sie ja gut sein...

Diese Frauen! Sind sie nicht ein Wunder? Ich sehe sie an: wenn sie ihre Kinder säugen, wie sie ihre Blumen anschauen — ich sehe sie über den Gräbern — — —

Sie können noch immer lieben!

Gräber sind die Gärten unserer Frauen.

Blind

Heut gehen wir an den Dingen vorbei,
Die uns morgen vielleicht schon das Tiefste sagen.
Heut hören wir nicht einmal den Schrei,
Der morgen mit seinen lauten Klagen
Die Luft uns erfüllt.

Blind, blind noch für so viele tausend Fragen — —
So möcht ich jedem neuen Morgen sagen,
Daß er mir meine Augen lebend mache — —

Frieda Winkelmann.

Bücherschau

Paul Duxen, „Das Brausen des Blutes“, ein Kammerstück für junge Menschen in 5 Akten. Verlag Konrad Dani, Hamburg 8. Dieselbe Stimmung ist hier wie in seiner Tragödie „Das Leben, die Lüge und die Menschheit“: der Kampf gegen die Lüge,

„Solange und soweit das Reich von seinem Gesetzgebungsrecht keinen Gebrauch macht, behalten die Länder das Recht der Gesetzgebung.“

Dieser Satz, gegenübergestellt mit den ersten drei Worten des Artikels 13: Reichsrecht bricht Landrecht, zeigt uns auf das deutlichste den Charakter des Deutschen Reiches als Bundesstaat, zeigt uns aber auch, daß es ganz in der Macht der Demokratie gelegen ist, den oft so schädlichen Partikularismus zu besiegen, wenn sie selbst es ernsthaft will.

Regeln die Artikel 14, 15 und 16 in Konsequenz der vorher beschlossenen Artikel die Ausführung derselben, so enthält der Artikel 17 wieder eine grundlegende demokratische Bestimmung, indem er sagt:

Jedes Land muß eine freistaatliche Verfassung haben. Die Volksvertretung muß in allgemeiner, gleicher und unmittelbarer und geheimer Wahl von allen reichsdeutschen Männern und Frauen nach den Grundsätzen der Verhältniswahl gewählt werden. Die Landesregierung bedarf des Vertrauens der Volksvertretung.

Die Grundsätze für die Wahlen zur Volksvertretung gelten auch für die Gemeindevahlen. —

Damit hat die Sozialdemokratie einen Sieg errungen; die vollkommene demokratische Form unseres zukünftigen politischen Lebens und die politische Gleichberechtigung der Frauen sind gesichert.

Heiß umstritten war der Artikel 18. Er schafft die Möglichkeit der Neubildung von Ländern innerhalb des Reichsgebietes und regelt die notwendige Volksabstimmung. Wie schwer hier die Meinung der einzelnen interessierten Kreise unter einen Hut zu bringen war, ersieht man am besten aus dem Umstand, daß sowohl bei den Beratungen in der Kommission wie auch im Plenum der Artikel immer wieder zurückgestellt wurde, um Zeit für die Verhandlungen zwischen den Beteiligten zu gewinnen. Zu erwähnen ist hierbei noch ein Artikel in den Schlussbestimmungen der Verfassung, nach dem der Artikel 18 erst zwei Jahre nach dem Inkrafttreten der Verfassung rechtswirksam wird. Artikel 19

gegen den Schein, gegen den Wahnsinn und die Unvernunft, die die Welt regieren, bildet den Hintergrund dieses Stüdes. Aber ob nun der Krieg mit seinen Konflikten (im ersten Werk) die Kontraste schärfer heraushebt: mir erscheint die neue Dichtung blasser, farbloser. Das Erwachen des Geschlechtstriebes, der Drang nach dem Weib, das Erwachen des selbstbewußten Lebens überhaupt lasten mit schier unterträglichem Druck auf den jungen Menschen. Die Lüge, der Schein, mit dem die Menschen das ganze Liebes- und Geschlechtsproblem einzuhüllen pflegen, läßt sie vergebens nach einem Halt suchen.

Die Fähigkeiten und Schwächen des Dichters treten deutlicher hervor: seine Kunst, mit wenigen Sätzen einen Menschen zu charakterisieren — ganz prächtigvoll in dieser Beziehung ist der Auftakt des ersten Aktes, das Gespräch zwischen der Witwe und der Courtisane —; seine Schwächen: das Fehlen einer Handlung und Entwicklung. Die Hauptperson, der Sohn, erweckt in den ersten vier Akten keineswegs einen sehr sympathischen Eindruck in uns. Im letzten Akt wird er uns auf einmal als Ideal eines Menschen, als „Eigener“ hingestellt. Bei dem Mangel jeglicher psychologischer Entwicklung wirkt dieser plötzliche Umschwung unwirklich und unnatürlich.

Paul Duhjen versteht nicht nur das Trausen des Plutes in uns, sondern auch das Prausen und Gären unserer Zeit. Er versucht, eines ihrer größten Probleme zu lösen: die Verjöhnung des Individualismus und Sozialismus. Oder richtiger: die Einordnung der höchst-entwickeltesten persönlichen Triebe in die sozialen Triebe des Menschen.

Nach hat er die Aufgabe nicht gelöst. (Der Uebergang — im 5. Akt — ist, wie schon erwähnt, zu gewaltfam und psychologisch zu wenig geklärt). Aber er ist auf dem Weg dazu. Auch „Das Prausen des Plutes“ dürfte den Versuch lohnen, es von der Bühne aus auf uns wirken zu lassen. Kurt Heilbut.

Ein Gottfried-Keller-Best gibt „Die Les“ zur Hundertjahrfeier des Dichters (geboren 1819) heraus. („Die Les“ Nr. 29, Verlag Stuttgart, Schloßstr. 84, 25 Pf.) Das Best zeigt auf der

weist schon dem nach Artikel 106 zu bildenden Staatsgerichtshof einige Aufgaben zur Lösung zu. Unseren Leserinnen wird aus der Tagespresse bekannt sein, daß die Nationalversammlung schon ein derartiges Gesetz in erster Lesung vorbereitet hat. Der durch die Annahme der Verfassung von seiner bisherigen Aufgabe befreite VIII. Ausschuß hat diese neue Arbeit übernommen. Mit dem Artikel 19 ist der erste Abschnitt der Verfassung abgeschlossen. In der Folge werden die Aufgaben des Reichstags geregelt.

Aus unserer Bewegung

An die Genossinnen!

Es ist Pflicht der Genossinnen, in den einzelnen Organisationen für ihre Zeitschrift zu werben. Zweckmäßig sind Haus- und Versammlungsagitationen, bei denen Probenummern der „Gleichheit“ verwendet werden. Die Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW. 68, Lindenstr. 3, gibt an die Organisationsleitungen Agitationsnummern zum Preise von 6 Pf. pro Stück ab. Es empfiehlt sich, stets zwei aufeinanderfolgende Nummern zu beziehen, weil die Beilagen verschieden sind. Bestellungen sind von den Organisationen direkt an die Buchhandlung Vorwärts zu richten.

Frauenkonferenz in Frankfurt am Main

Am 27. Juli tagte in Frankfurt am Main eine Frauenkonferenz für den Agitationsbezirk Frankfurt am Main. Es waren 55 Delegierte und 55 Genossinnen als Gäste erschienen.

Genossin Ege vom Bezirksvorstande eröffnete die Konferenz und hieß alle Anwesenden herzlich willkommen. Sie wies auf die entsetzlichen Kriegsjahre und ihre Folgen hin, den Männer- und Kindermord, auf alle die Qualen, die ganz besonders die Frauen durchzumachen hatten und daß trotz alledem die Frauen am 19. Januar noch nicht genügend gewußt hätten, wer schuld am Kriege war.

Die Konferenz sollte dazu dienen, so erklärte die Genossin Ege, eine innigere Fühlung mit allen Genossinnen zu bekommen und ihnen mehr und bessere Aufklärung zu bringen. Jede Delegierte muß in ihrem Kreise tüchtig arbeiten, um alle noch fern-

ersten Seite das Bild Kellers und enthält drei seiner schönsten Erzählungen: „Spiegel, das Mädchen“, „Die Jungfrau und die Nonne“ und „Die Verloren“.

Eine neue Monatszeitschrift für „Soziale Hygiene, Fürsorge und Krankenhauswesen“ wird von Dr. V. Chajes und Geh. Sanitätsrat Dr. Rabnow herausgegeben. (Verlag Gesellschaft und Erziehung, Berlin SW. 48, Einzelheft 2,50 Mk.)

In dem jetzt erschienenen ersten Heft interessiert uns besonders ein Aufsatz von Adolf Thiele über den „Einfluß des Krieges auf die Gesundheit der Kinder“. Thiele weist auf den Unterschied in der Ernährung der Land- und Stadtkinder hin. Er geht von der Notwendigkeit des „Stadtkinder-aufs-Land“-Gedankens aus und regt an, Land- und Stadtkinder zeitweilig auszutauschen. Am tiefsten einschneidend ist die Milchknappheit. Ganz besonders leiden darunter natürlich die schwächlichen, kranken, tuberkulösen Kinder. Nach Thiele wird „die Tuberkulose die typische Krankheit dieses Krieges sein“. Er betont, wie notwendig es ist, den Schulärzten einen größeren Einfluß einzuräumen. Eigentümlich ist es, daß sich die Mädchen viel widerstandsfähiger gezeigt haben als die Knaben. Während bei den Erwachsenen das weibliche Geschlecht viel weniger widerstandsfähig ist.

H. S.

Wer wandern will,
Der schweig' sein still,
Geh' stetigen Schritt,
Nehm' nicht viel mit,
Tret' an am frühen Morgen
Und laß daheim die Sorgen. Philander v. Stittwald.

*

Weise zu Toren
Wandelt auf Erden
Der Minne Macht!

Edda.

stehenden Frauen zu gewinnen. Nur durch die Frauen kann unser armes Deutschland wieder gedeihen, deshalb, so schloß Gen. Ege, tue jede ihre Pflicht und helfe!

Nachdem die Vorsitzende einige geschäftliche Angelegenheiten erledigt hatte, erhielt Gen. Ege, Abgeordnete der Landesversammlung, das Wort zu ihrem Referat:

Die Frauen in den Parlamenten

Die Rednerin schilderte zuerst den Kampf der Frauen ums Wahlrecht. Wie es immer nur die Sozialdemokratie überwunden ist, die dafür eintrat. Sie beleuchtete die Politik der übrigen Parteien im Kampf ums Frauenwahlrecht, dann die Wahlschlacht und ihre Folgen. Die Revolution mußte uns erst zu unserm Rechte verhelfen.

Dann behandelte die Rednerin die Tätigkeit unserer Genossinnen in der Preussischen Landesversammlung in recht verständlicher, wirksamer Weise. Sie wies auf das schöne Zusammenarbeiten von Frau und Mann hin, wie sich beide gegenseitig ergänzen. An allen Fragen nehmen die Frauen regen Anteil. Die ersten Tage im Parlament enttäuschten, doch allmählich gewöhnte man sich an die Tätigkeit. Die Hauptarbeit liegt ja in den Kommissionen, und in allen Kommissionen sitzen Frauen, die tüchtig mitarbeiten. Am meisten machten sich die Frauen bei der Friedensfrage, Erziehungs- und bei bevölkerungspolitischen Fragen bemerkbar. Dort ist ihr Gebiet und da könnten sie ihre Erfahrungen anbringen. Aber nicht einmal in diesen so wichtigen Fragen waren sich die Frauen der verschiedenen Richtungen einig. Besonders im Ausschuß für Bevölkerungspolitik waren die Frauen vom Zentrum und der Deutschen Nationalen Volkspartei in Frauenfragen sehr rückständig. So z. B. sehen sie es für unsittlich an, daß eine verheiratete Lehrerin als Erzieherin wirkt und schließlich die schwangere Mutter unterrichten würde. Rednerin zeigte noch an verschiedenen Fällen, wie notwendig es ist, als Frau im Parlamente aufzupassen, damit wir auch für die Frauen aus unserem Volke das Beste leisten können.

Bei der Hausangestelltenfrage, wo wir eine reichsgesetzliche Regelung des Arbeitsverhältnisses wünschen, brachten die Frauen aus dem Zentrum ebenfalls Verschlechterungsanträge ein. Hoffentlich werden unsere Wählerinnen am nächsten Wahltage besser verstehen, wer ihre Interessen wirklich vertritt.

In der Diskussion erhielt zunächst Genossin Tesch aus der Nationalversammlung das Wort. Sie veranschaulicht an einer Reihe von Einzelfragen die Wirksamkeit der Frauen in der Nationalversammlung.

Gen. Dicks aus Schlichtern wünscht mehr Agitation auf dem Lande. Gen. Wohlgenut, auch Abgeordnete der Landesversammlung, übermittelte Grüße aus dem Osten. Der Osten sei teils zu Polen geschlagen, teils werde er Preußen unter polnischer Herrschaft. Sie bedauert die Annahme dieses Friedensvertrages, da wir dadurch unter fremde Herrschaft kommen werden und die herrliche Freiheit verlieren, die wir nun in unserer freien Republik genießen.

Gen. Quard wünscht, daß man den Frauen mehr Erkenntnis über den Sozialismus beibringt, durch Kurse, Vorträge und leichtverständliche Broschüren. In ähnlichem Sinne sprach Gen. Reuter, Bad Homburg.

Gen. Wittich, Mitglied der Nationalversammlung, sprach der Konferenz seine Anerkennung in warmen Worten aus und gab Fingerzeige zur besseren Aufklärung unter den Frauen.

Gen. Groger als Bezirkssekretär sprach zu den vorliegenden Anträgen und wünschte, daß man dieselben dem Bezirksvorstand zur Beratung und Erledigung überweist. Dem wurde von Gen. Kirchner widersprochen. Sie befürchtete eine Verschleppung der Wünsche. Es wurde dann der Vorschlag der Gen. Ege, ein zweites weibliches Mitglied in den Bezirksvorstand zu delegieren, angenommen, und die übrigen Anträge dem Bezirksvorstand überwiesen.

Gen. Knöfing überbringt Grüße der Jungsozialisten, die regen Anteil an der Arbeit der Frauen im Parlamente nehmen.

Gen. Landgraf in Seulburg wünscht mehr Referentinnen für den Kreis.

Zum Schluß der Vormittags Sitzung sprach noch Genossin Scheffler aus Wiebich, Mitglied der Preuss. Landesversammlung. Er vergleicht die Konferenz mit dem Ausspruch Schillers: Das alte stirzt, es ändert sich die Zeit und neues Leben blüht

aus den Ruinen. Eine Freude sei es, die vielen regsamten Frauen zu hören, herrlich sei das begonnene Werk, nur so weiter und unjer ist die Zukunft! Er schildert in bewegten Worten, wie sie in Wiebich zu leiden hätten und wie viele Frauen leider ihr Deutschtum vergäßen.

Ueber die Verfassung des Reiches und die Frauen

referierte nachmittags Gen. Quard. Die Frauenrechte seien festgelegt in den Grundrechten, d. h. im erklärenden Teil der Verfassung. Der Artikel 108 lautet nach der zweiten Lesung: Alle Deutschen sind vor dem Gesetz gleich. Männer und Frauen haben grundsätzlich dieselben Rechte und Pflichten. Die Debatte drehte sich hauptsächlich um das Wort „grundsätzlich“, das nach Ansicht der Sozialdemokratie einen Vorbehalt in der Anwendung bedeutet. Gen. Juchacz hat ferner mit Recht vorgeschlagen, das Wort „Pflichten“ auszulassen, da die Frau andersartige Pflichten habe als der Mann. Widerstand kam vor allem aus den Reihen der Zentrumsfraktion. Die Zentrumsabgeordnete Frau Teusch hat erklärt, daß ihre Partei extreme Gleichmacherei ablehne. Sie verwies dabei die Frau auf den üblichen Katalog von Pflichten: Familie, Erziehung, Sittlichkeit usw. Dagegen betonte der Redner, daß auch die Sozialdemokratie keine Gleichmacherei will. Die Frau soll den Spielraum, den ihr ihre Selbständigkeit läßt, selbst mit ihrer Persönlichkeit ausfüllen. Auch die Männer sind nicht „gleichartig“. Trotzdem gibt man ihnen allen die bürgerlichen Ehrenrechte. Auch die Demokraten haben gegen die Anträge der Sozialdemokratie gearbeitet, vor allem der Frankfurter Abgeordnete Bürgermeister Dr. Ruppe, der darauf hinwies, daß eine Gleichheit nicht möglich sei, da die Frau von der Wehrpflicht, der Teilnahme an Einwohnerwehr, Pflichtfeuerwehr usw. ausgeschlossen sei. So wurde ein Antrag der Sozialdemokratie, das Wort „grundsätzlich“ zu streichen und die Feststellung der Gesetzgebung im einzelnen zu überlassen, gegen Demokraten, Zentrum und Konservative abgelehnt. Gen. Quard legte den Hauptnachdruck seiner Ausführungen auf die soziale und wirtschaftliche Entwicklung, in der auch die Beschränkungen für die Frau weggefallen sind. Die Frau am Erwerbsleben teilnehmen lassen und ihr die bürgerlichen Rechte vorenthalten, heiße sie ins Leben stoßen und ihr die Waffen nehmen. Es komme jetzt alles auf die erwerbstätigen Frauen an, die organisiert ihre Rechte vertreten müßten. Die zweite Art von Frauenrechten gruppiert sich um die Begriffe Ehe, Mutterschaft, Prostitution. Die Prostitution gehöre nicht in die Verfassung, sondern in die Ausführungsgesetze. Ein Gesundheitsgesetz gegen die Geschlechtskrankheiten sei in Vorbereitung, in dem Mann und Frau gleichgestellt würden. In der Ehefrage drang ebenfalls gegen die Stimmen der Sozialdemokratie die Kleinbürgerliche Fassung des Zentrums durch, daß die Ehe als Grundlage des Familienlebens unter dem besonderen Schutz der Verfassung stehe. Artikel 118 spricht auch der Mutterschaft Anspruch auf Schutz und Fürsorge des Staates zu, gibt den unehelichen Müttern das Recht auf die Bezeichnung „Frau“ und billigt den unehelichen Kindern die gleichen wirtschaftlichen und sozialen Voraussetzungen allgemein zu wie den ehelichen. Doch wird auch die Fassung von Demokraten wieder angefochten, weil „so Mutterschaft zu nahe an Ehe“ sei. Wir verlangen geistige, leibliche und verwaltungstechnische Gleichstellung des unehelichen Kindes und eine Umgestaltung des Erbrechts im bürgerlichen Gesetzbuch in diesem Sinne.

In der Diskussion wurden die Ausführungen des Redners zum Teil vertieft. Frau Tesch (M. d. N.) machte Mitteilung über zur Frauenfrage neu eingegangene Anträge zur dritten Lesung. Im einzelnen werde noch gefordert, daß das uneheliche Kind das Recht haben müsse, den Namen des Vaters zu führen.

Im Schlußwort teilte Gen. Quard noch mit, daß geplant sei, die Kriegsfürsorge in eine dauernde Mutterschaftsversicherung überzuführen, an der auch uneheliche Mütter teil haben sollen. Er wies darauf hin, daß in einigen Monaten wieder Neuwahlen stattfinden werden und daß dann den Frauen, als dem zahlenmäßig überwiegenden Teil, die größere Verantwortung und Entscheidung zufalle. Pflicht der sozialdemokratischen Frau sei das Einsetzen der ganzen Persönlichkeit im Dienste der Partei, die ihre Sache vertritt.

Gen. Ege gab dann noch einige Erläuterungen über die „Gleichheit“ und bat alle Anwesenden für dieses ureigenste Frauenblatt zu werden. Dann schloß Gen. Quard die Konferenz mit einer herzlichen und warmen Anerkennung für den guten Verlauf und hoffte, daß sie Früchte zeitigen werde.

Die Mutter als Erzieherin

„Wenn du mich lieb hast, warum strafft du mich?“

Darf man manchen Büchern über Erziehung glauben, so gibt es Kinder, die sich schon in zartem Alter allein mit sanften Worten zum Guten lenken lassen und der Strafen nicht bedürfen. Meine Erfahrungen sind anders. Gewiß, manchmal genügen schon Worte, die kleinen Sünder zur Besserung zu führen, manchmal muß die Ermahnung durch einen sehr entschiedenen Ton unterstützt werden; vielfach aber ist härtere Nachhilfe nötig: das Vorenthalten einer Lieblings Speise, die Entziehung einer ganzen Mahlzeit, Hausarrest, der in schwereren Fällen durch Einzelhaft in einem Nebenzimmer verschärft wird, Fortschließen eines besonders gern benutzten Spielzeuges für die Dauer einer Woche sind in meinem Falle als außergewöhnlich wirksam: am Sonntagmorgen entgegen der sonstigen lieb gewordenen Übung kein Märchen vorgelesen. Die Geschichte am Sonntag ist nämlich für meine Vorschulpflichtige das Ereignis, um dessen willen sie sechs Tage lang die Morgenstunde herbeisehnt, die den Vater nicht wie sonst zur Arbeit entführt.

Jahrelang werden die Strafen, die sich leider nicht allzu selten notwendig machen, als ein von höherer Gewalt hereinbrechendes Verhängnis anscheinend ohne Nachdenken hingenommen. Als ich merkte, daß das Köpfchen der Kleinen sich die ersten kindlichen Gedanken über die Strafen zu machen begann, suchte ich ihr beizubringen, daß ich bei dem Strafen nicht weniger, sondern mehr Schmerz empfinde als sie. Es tue mir weh, ein böses Kind zu haben. „Wenn du Vater und Mutter lieb hast, darfst du ihnen doch nicht wehtun.“

Die also Ermahnte gibt sich bis zur nächsten Bestrafung zu Frieden. Wegen eines häßlichen Wortes werden ihr am Sonntagmittag die eingemachten Pflaumen entzogen. Das schmerzt sehr, und die Tränen fließen. Plötzlich aber kommt die Frage: „Hast du mich lieb, Mutti?“ — „Aber gewiß, du Unartige. Weshalb sträfst du mich denn?“ — „Ja, wenn du mich lieb hast, weshalb sträfst du mich denn und tust mir weh? Vati sagt doch, wenn man lieb hat, dem darf man nicht wehtun.“

„Ja, siehst du, weil wir dich lieb haben, wollen wir, daß du ein gutes Kind wirst. Du vergißt aber so oft, gut zu sein. Damit du daran denkst, deshalb strafen wir dich. Dein Köpfchen sagt dir noch lange nachher, wie sehr die Strafe schmerzte und du kannst dann leichter gut sein. So wirst du ein guter Mensch, und das wollen Vati und Mutti, weil sie dich lieb haben.“ Ob die Kleine den Sinn erfaßte? Einstweilen geht sie beruhigt an ihr Spiel.

Rundschan

Wie der Franzose uns sieht

Die Pariser Zeitung „Petit Parisien“ schreibt: Außerlich hat Berlin sich nicht verändert. Erst nach einigen Tagen merkt man, daß Leute, die eher kriegerisch als höflich, servil als gefällig, die pünktlich und genau waren, anmaßend grob, nachlässig und faul geworden sind. Sie haben den Sinn für Respekt, der so tief in ihnen war, verloren und haben den Sinn für gefälligen Umgang nicht erworben. Das disziplinierteste, vielleicht fleißigste Volk Europas sieht plötzlich Ordnung und Arbeit mit Abscheu an. Die Revolution scheint in Deutschland wie in Rußland Wirkungen hervorgerufen zu haben, die sehr von denen verschieden sind, die sie in Frankreich, Italien oder Spanien herbeigebracht haben könnte. Hier kann man den ganzen Abstand, der Völker mit alter Zivilisation von noch barbarischen oder erst kürzlich und oberflächlich kultivierten trennt, beobachten. Der Deutsche weiß nicht, was Freiheit ist. Wo und wie hätte er das auch lernen können? Was er anstrebt, ist Wechsel, und für ihn besteht die Abwechslung in Unordnung, Indisziplin und Müßiggang. Daher die Streiks ohne wirtschaftlichen oder selbst politischen Gegenstand, daher die schlechte Arbeit, die zum Vergnügen geführt wird. Eine allgemein beledigende Sittenlosigkeit macht sich überall bemerkbar. Am letzten Sonntag beobachtete ich unter den Linden, wie viele Frauen, junge Mädchen und Kinder vor einem Kino in Reihen warteten. Auf dem Plakat stand: „§ 175“ Homosexualitätsfilm. Einige Schritte davon entfernt verlaufen zwei Verkäufer eine kleine Zeitung, die von allen Vorübergehenden gekauft wurde. Auf der ersten Seite entrüstete sich der Redakteur im Namen der Hygiene und der Gerechtigkeit über das Schicksal der unglücklichen und unnatürlich Begabten,

während seine Annoncen sich an dergleichen Individuen wandten, die die „schwesterliche Seele“ entdecken wollten.

Der Franzose, der in Berlin aussteigt, nachdem er durch die verwüsteten Landstriche Nordfrankreichs und Belgiens gekommen ist, empfindet unwillkürlich, wenn er die Hauptstadt des Reiches welches die Hälfte von Europa unter Feuer und Mord gesetzt hat, zerstört findet, eine Art von Verdruß. Bald bemerkt er aber, daß das Zerstörer Volk sich selbst zerstört hat und daß es seine Strafe unter der Form eines moralischen Verfalles trägt, der schrecklicher und dauerhafter ist, als alle die physischen Ruinen, welche seine Wut veranlaßt hat.

Die Tätigkeit ist, was den Menschen glücklich macht. Goethe.

★

Krone des Lebens,
Glück ohne Reich,
Liebe, bist du!

Goethe.

★

Nicht was ich habe, sondern was ich schaffe, ist mein Reich. Smiles.

★

Jedem Menschen für sein Leben
Ist ein Maß von Kraft gegeben,
Das er nicht erweitern kann;
Aber nach den rechten Zielen
Seine Kräfte lassen spielen,
Soll und kann ein rechter Mann.

Rückert.

Tagebuchblätter aus Weimar

Weimar, den 2. August 1910.

Seit dem Zusammentritt nach der kurzen Pause bis zum 6. August kann man für jeden Tag mit seinen vielseitigen Verhandlungen in den Ausschüssen und im Plenum ausrufen: Steuern, Steuern, Steuern! Hierzu wäre viel zu schreiben und zu sagen. Wird doch die Bedeutung der Steuern vielfach nicht so angesehen, wie es der Fall sein müßte.

Eins soll man aber im Lande anerkennen: daß die Nationalversammlung, die buchstabenmäßig durch Schaffung der Verfassung ihre Mission erfüllt hätte, nicht zum Vergnügen eine sittingsreiche Sommerperiode mitmacht, sondern daß ihre Mitglieder aus Pflicht- und Vaterlandsgefühl an der Schaffung des großen und hoffentlich erfolgreichen Steuerbaues mitarbeiten.

In fast jeder Sitzung (es sieht schon wie Gewohnheit aus) ist eine Anzahl kleiner Anfragen zu beantworten. Auch heute wieder. Und es ist eine (natürlich wieder von ganz rechts kommende), die den Außenminister zur Antwort herausfordert. Die Antwort ist deshalb von so großer Bedeutung, weil in ihr der Notenwechsel dargestellt wird, der beweist, in welcher Weise die deutsche Regierung sich bemüht, die Rückkehr der Kriegsgefangenen zu beschleunigen und das Los der Gefangenen zu lindern. Und weiterhin ist die Verantwortung durch Minister Müller deshalb so wertvoll, weil die rechtsstehenden beiden Parteien, ganz besonders aber die deutschnationale Presse, festgenagelt werden, daß sie alles tun, um gegen die Regierung in der gehässigsten und unwahrsten Weise Stimmung zu machen, und die zurückkehrenden Männer gegen die Regierung aufzuheben.

In sehr groß angelegter Rede behandelt Erzberger den Steuerkomplex, der jetzt die Ausschüsse verläßt und dem Hause zur zweiten Lesung zugeht. Er drängt auf Erledigung aller vorgesehenen Entwürfe, die noch in Weimar vor den Ferien verabschiedet werden müssen, um zum Oktober zu einem ordentlichen Etat zu kommen. Jeder Tag der Verzögerung kostet uns Millionen.

Wenn zum Kriegführen Geld, Geld und nochmals Geld gehört, dann brauchen wir jetzt Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit, um dem Untergang zu entgehen.

Einen Begriff von der Verschiebung aller Werte und der Höhe unserer Schulden können wir uns ungefähr von der Feststellung machen, daß wir jährlich 25 Milliarden Mk. Steuern aufbringen müssen, also eine Summe, die im Jahre 1910 als Höchstleistung der Kriegsanleihe in Deutschland gezeichnet wurde.

Elisabeth Röhl.

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Clara Bohm-Schub. Druck: Vorwärts Buchdruckerei. Verlag: Buchhandlung Vorwärts Paul Singer & M. S. sämtlich in Berlin SW 68, Lindenstraße 3